

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 27.

Grand Island, Nebr., 12. Juli 1907. (Zweiter Theil.)

Nummer 46.

## Verzage nicht

Verzage nicht, Wenn hart und schwer Das Schicksal dir den Lebensodem raubt, Du flehst: „O Gott, halt' ein, ich trag's nicht mehr.“ Sei still! Gott fürcht das wunde Herz, das glaubt.

Verzage nicht, Und ob auch Schatten dicht umhüllen Den Weg, der einst voll Sonnenlicht, Ring' dich empor! Vertrau' des Höchsten Willen! Er führt durch Nacht zum Licht. Drum jage nicht!

M. Neumark.

## Sonnenwende.

Skizze aus dem Volksleben von Elsa Krafft.

Mutter Christine ging ganz vorfröhlich. In der einen Hand trug sie den Korb, in dem leise die Schüsseln gegeneinander klinkten, und mit der anderen hielt sie die große Weißbierflasche gegen die Brust gepreßt, in die sie den Kaffee hineingefüllt. Die alten müden Füße erlaubten keinen weiten Weg mehr zur Arbeitstätte ihres Mannes. Und der Sommer war heiß, und die Straßen vor den Thoren Berlins staubig und schattelos. Vater Jentsch war der älteste unter den Arbeitern der neuerbauten Straße. Er pfiff nicht und sang auch nicht mehr bei der Arbeit wie die anderen. Auch blinnten seine Augen nicht so oft in den blauen, lachenden Himmel oder auf fröhliche, vorüberwandelnde Menschenkinder, die gebanntlos in des Lebens goldener Fülle die nahen Felder durchstreiften.

Heute aber schlich die Zeit doch gar zu langsam. Nach Sonnenhöhe hätte es um den Alten längst Mittag sein müssen. Immer wieder lösten sich die Hände von dem Arbeitswerkzeug und strichen die nassen, spärlichen Haare unter die Mütze. Und schon das drittmale hatte Vater Jentsch den gebeugten Oberkörper gerade zu machen versucht, um besser nach der alten Frau ausschauen zu können, die ihm seit fünfzig Jahren in immer gleichbleibender stiller Pflichterfüllung das Mittagsmahl an seinen Arbeitsplatz brachte. Als Mutter Christine am Wasenbegraben neben der neugepflasterten Straße aufschaute, verblüdete auch schon ein Pfiff am Wärrerbüschchen der Chauffee den Beginn der Mittagsstunde.

Vater Jentsch, in dessen Steinreihe noch gerade zwei Quadrate der Füllung bedurften, um in glatter Linie am Strahlenrande abzuschließen, griff plötzlich noch einmal nach dem Hammer und begann sein Klöpfen. Erstaunt, lachend sahen die anderen von ihren Ruheplätzen zu ihm herüber. „s doch ein dummes Luder, der alte Jentsch!“ meinte ein junger, federbuschiger, in dem er behaglich die Schnapsflasche an die Lippen führte. Mutter Christine, die ihren Korb absteht von den anderen unter einen hohen, alten Kastanienbaum gestellt hatte, ging langsam auf den gebeugten Mann zu.

„s is Mittag, Vater!“ Er blinnte nicht eher auf, als bis die Steinreihe vollendet. Und als sie sein braunrothes, hageres Antlitz sah, auf dem die Furchen des Alters mit dunklen Spuren gezeichnet waren, wuschte sie mit der frischgewaschenen, fühlenden Schürze leise darüber hin. „Arbnoade hab' ich heut gemacht, Vater, um unfre ersten Mohrrüben aus 'n Jarten.“ Er athmete schwer. Doch ging er mit hocherhobenem Kopf. „s Sonnenwend' heute?“ fragte er nach einer ganzen Pause. „Sie nicht eifrig. Neben ihm im Schatten des Kastanienbaumes fauerte sie nieder und leerte den Korb. „Hast' jedacht an den vierundzwanzigsten, Vater?“ „Der alte Mann lächelte. Vor fünfzig Jahren hatte ihm sein blonder Schwag wie ein müder Vogel im Arm gelegen. „Bist mer wirklich gut, Willem?“ Späterhin vergaß sie die Frage. Er hätte auch kaum eine Antwort darauf gefunden. In Kampf und Sorge um's tägliche Brot gab's nicht viel Zeit für unnütze Worte. Ein stummer Blick am Schmerzenslager der Wöchnerin, ein Händedruck an den kleinen Gräbern, die sich in so schrecklicher Anzahl mehrten, und dann ein kurzes, erleichtertes Aufatmen, als der letzte, der einzige im schwarzen Rock vor seinem Gott die Knie beugte. An jenem Tage hatte Vater Jentsch der kleinen, fahrlässigen Frau wie einem Kinde die Wangen gestreichelt. Und der Sohn hatte die jungen Arme in brauner Lederstraffung dem Vater hingehalten. „Nu hol' ich mir die ganze Welt, Vater!“ Und er war ausgezogen und war wiedergekommen, und er hatte gearbeitet, gedurft und gehungert, und immer tiefer waren die jungen Schultern herabgesunken. Doch immer feiner hielten der Eltern Hände über seinem Haupte zusammen. Eine Schwiegerochter kam in das Haus, neues Leben umschwirte die Alten, und neue Sorgen lehrten ein. Bis es wieder still wurde und Sohn, Tochter und Entelkinder ihre eigenen Wege gingen. Die beiden Alten konnten ja nicht mehr Schritt halten mit den Jungen. Und immer wieder lockte der Kampf um's tägliche Brod die müden Füße auf andere Wege, unter andere Menschen und in neue, fremde Sitten hinein. Bis die Alten dicht vor der Großstadt rasteten, bis sie wieder ein Stückchen hatten, ein Gärtchen daran mit Korb und Rüben, und auch Reseder vor dem Fenster, wie sie damals in der Heimath blühten. Vater Jentsch hielt plötzlich im Gehen inne und schob die Schüssel auf den Schoß der Frau. „Da — eh, Mutter.“ Sie schüttelte den Kopf. Schon eine ganze Weile hatte sie die Hand in den Rocktaschen und hielt krampfhaft ein Papier in der Tasche umspannt. „Wilhelm hat geschrieben,“ sagte sie ganz leise. Er rührte sich nicht. Nur seine Augen, die schon halb zugefallen waren, öffneten sich wieder. Da er keine Antwort gab, zog sie das Schreiben hervor, lächelte und wuschte sich dabei die Thränen vom Gesicht. Er wollte lesen, konnte aber nicht. Da nahm sie ihm den Brief wieder aus der Hand, glättete das zerfarrte Papier und setzte sich die Brille auf. Unwillkürlich faltete er die Hände, als sie las. Es war ein mühsames Wert, so ein Wort richtig an das andere zu setzen, aber es ging doch. „Liebe Aelttern! Mich fällt ein, das ihr die Goldene habt zu Johanni. Wir hatten lange gepart, und wollen alle rüberkommen zu den Tag, liebe Aelttern. Aber was die Anna is, die is immer trant gewesen. Und gestern is ein kleiner Junge ankommen. Und Mutter is hingemacht nach mein Schwiegersohn und unsre Tochter. Darum fahre ich mit Paule erst heute ab, liebe Aelttern. Er hat ausgelesen gehabt vorichtes Monat. Alle grünen und alle sind gesund. Nun habt ihr ein Urentel, und ich bin sehr froh, euch wiederzusehen. Am Abend von eure Goldene sind wir da, ich und Paule. Euer lieber Sohn Wilhelm.“ Die alte Frau ließ den Brief sinken und sah auf den gebeugten Kopf neben sich. Die Mütze lag im Grase, und die weißen Haarsträhnen kleben einzeln an der Stirn des alten Mannes. Lautlos bewegte er die Lippen, und verfolgte mit halbgelassenen Augen ein paar tanzende Schmetterlinge über den Gräsern. Da griffen ein paar zitternde Hände nach dem seinen. „Urgroßvater!“ Er nickte. Ein paar große Thränen tanzten über das braune faltige Gesicht. Von den Schmetterlingen sah er über das flammende Feld, über den hoch, ganz hoch die Junisonne stand. Und plötzlich richtete er den gebeugten Körper empor, und tathete langsam und zärtlich an den weißen Armen herum, die ihm die alte Frau hingestreckte. „Stiebst du's Sonnenwendfeuer? Ja, Aine, stiebst du's?“ Sie schüttelte den Kopf und verfolgte seine Blicke, die mit kinderhaftem noch nach diesem Fauber, der um Johanni über die Menschenkinder kam, und der nun in der Fremde, beim Lärm der Großstadt wie ein plötzlicher, wunderbarer Traum die alten Sinne beschlich.

am Wege verschwanden vor ihren Blicken; und neben sich fühlte sie einen jungen, starken Arm, der nach ihnen blenden, wehenden Zöpfen griff. Die Johanniseuer flammten wieder auf, die großen, zitternden Gluthen des Hochzeitsabends vor fünfzig Jahren. Im heimathlichen Dorfe tanzten die Burtschen mit ihren Mädchen um die prächtigen Holzscheite, und der hellste, der prachtvollste Jauchzer galt dem Brautpaar, das über die Felder in die leuchtende Juninacht hineingelaufen war. Mutter Christine lächelte verträumt. Vorfröhlich stand sie auf und räunte die Schüsseln in den Korb. Heute noch würde sie den Wilhelm sehen, und den großen Entel. Und irgendwo in der Ferne gab es noch ein Menschenkind, ein kleines, winziges Urentelchen, das ihr auch gehörte. Und ganz früh Feierabend mußte er heute machen, der Vater. Das gehörte sich so, wenn die Kinder kamen. Undächtigt legte Mutter Christine den Brief zusammen und trat hinter den alten Mann. „Rehrst früh heim heute, Vater?“ Er nickte, nicht wieder und griff mit der Hand nach der entbloßten Brust, die sich aus dem blauen, geöffneten Arbeitshemd dunkelbraun hervorbob. „Anser Wilhelm, Mutter... unser Junge kommt wieder,“ sagte er geheimnissvoll lächelnd. Am Wärrerbüschchen der Straße rührten sich bereits die Arbeiter und erhoben sich schlaftrunken von ihren Ruheplätzen. Gleich würde die Mittagsstunde erneuter Arbeit weichen. Vater Jentsch blieb still im Grase sitzen. Er lehnte sogar den Körper noch fester gegen die alte Frau, die hinter ihm stand. „In mein Bett woll' ich schlafen der Willem! Hast' gehört, Mutter?“ Sie hielt seinen Kopf mit beiden Händen fest. Immer schwerer nestelte er sich in ihre Finger ein. Ein langgezogener Pfiff ertönte, und an den Steinen begannen wieder die ersten Hammerschläge. Frau Christine klopfte gegen die zugemengenen Schultern. „Vater! Hörst' nich, Vater?“ Er schüttelte mit wirrem Lächeln den Kopf. „Meine Straße is all fertig, Mutterchen!“ Die Sonne stand bereits etwas tiefer und streifte den Schatten unter dem Kastanienbaum mit röhlich zitternden Lichtern. Da griff Vater Jentsch noch einmal nach der Brust. Sein Kopf sank schwer herab, und Mutter Christine mußte niederknien, sonst wäre sie hingegefallen. Ein Schrei stieg aus ihrer Kehle empor, ein kurzer, banger Ruf, der den Mann aus seiner Leihargie aufzittern sollte. Aber Vater Jentsch hörte ihn nicht. Die anderen Arbeiter, die den Ruf vernommen hatten, kamen herbeigelaufen, und einer rüttelte den stillen Kameraden lachend am Arm. „Denkst woll, et is schon Feierabend, oder Mann?“ Doch schon war er zurückgewichen und röh unwillkürlich die Mütze vom Kopf. „Der is ja dot, Mutter Jentsch, maufedot — merrt ihr das denn nich, Menschenkinder?“ Ja, jetzt sehen es die anderen auch. Steu und stumm blinnten sie vom stillen Mann nach der Frau. Sie weinte nicht und schrie auch nicht mehr auf. Nur die Lippen preßte sie plötzlich auf die noch warme Brust des Toten. Gerade auf die Stelle, wo ihr fünfzig Jahre ein Leben voller Liebe und Treue entgegenströmte. Nun konnte sie aber das taktmäßige Schlagen nicht mehr hören... nun war es still, ganz still geworden. Und doch sagte sie plötzlich ganz laut und deutlich, gerade so, als ob Vater Jentsch es noch hören könnte: „Ich dank' dir ooch, Willem, — ich — dank' dir — ooch...“

Und als die Männer ihr emporhoben und der jüngste, der kräftigste die Hände nach dem weißen Haupt ausstreckte, stieß Mutter Christine ihn zurück. Vorsichtlich breitete sie die Schürze über das stille Gesicht und drückte den verhüllten Kopf zärtlich gegen ihren Körper, als sie ihn heimtrugen. Kindliche Kritik. Herr Müller hat sich zum zweiten Male vermaßt, und zwar mit einer wohlhabenden, jedoch schon stark angejahrten Dame. „Hier, Lieschen,“ sagt er zu seinem Tochterchen, „da hast Du eine neue Mama!“ Die Kleine wirft einen prüfenden Blick auf die Betreffende, dann ruft sie in empörtem Tone aus: „Aber, Papa, die nennst Du neu?“

## Die Blumen des Dauphin.

Ludwig XVII. von Frankreich, der schöne, liebenswürdige, reichbegabte und später so unglückliche Sohn Ludwigs XVI., hatte, noch ein kleiner Knabe, bemerkt, daß seine geliebte Mutter, die Königin Marie-Antoinette, große Freude an Blumen empfand. Fortan war es an jedem Morgen seine erste Beschäftigung, in Begleitung einer Kammerfrau und des treuen Hundebüchsen Mousquet in den Gärten von Versailles umherzusträufen und Sträuße zu binden, die er auf den Toilettestisch der Königin legte, noch bevor diese aufgestanden war. Jeden Tag brachte er frische Blumen, und an jedem Tage konnte die Mutter sehen, daß die erste Thätigkeit ihres Kindes, wie sein erstes Gebet, ihr gegolten habe. Wenn schlechtes Wetter den Spaziergang und mit ihm die Blümenerte verhinderte, sagte der Prinz betrübt: „Heute bin ich nicht zuzufinden mit mir, denn ich habe den Fuß nicht vertriebt, den die Mama mit geben wird.“

Als die königliche Familie, von dem ersten Sturmstausen der Revolution gezwungen, Versailles mit Paris verließ, wies der König seinem kleinen Sohne, um dessen Vorliebe für die Blumen zu heben und zugleich die körperliche Entwicklung des Knaben zu kräftigen, ein eigenes Gebiet auf der Terrasse der Tuileries an, auch schenkte er ihm Rechen, Schaufeln und die sonst erforderlichen Geräthschaften. Fortan verbrachte der Prinz alle freie Zeit in seinem Gärtchen und bestand darauf, es ganz allein zu bewirtschaften. „Mein Vater hat es mir gegeben, damit ich dafür sorgen soll,“ sagte er einst. „Aber ist bin nur der Verwalter,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu; „alles, was darin wächst, gehört Mama.“

Eine unbeschreibliche Freude gewährte es dem kleinen Gärtner, die Blumen und Sträuße, die er selbst begeben hatte, geüben zu sehen; seine täglichen Morgensträuße erschienen ihm viel schöner, seit er sie in seinem eigenen kleinen Gebiete sammelte. Ein Herr vom Hofe, der ihn eines Tages mit solchem Eifer graven sah, daß ihm der Schweiß von der Stirne rieselte, bat ihn, sich nicht zu erwidern, da es ihn ja nur ein Wort koste, die Arbeit durch einen Gärtner besorgt zu sehen. „Das ist wohl möglich,“ antwortete das Kind, „aber ich muß und will die Blumen selbst zum Wachsen bringen, weil sie meiner Mama sonst nicht so gut gefallen.“

Eines Tages rief der König den Dauphin zu sich und sagte: „Du weißt, Ludwig Karl, daß morgen ein großer Tag ist, der Namenstag deiner Mutter; du wirst dazu einen besonders schönen Strauß binden müssen, und ich möchte außerdem, daß du selbst dir den Glückwunsch ausdrehst, mit dem du dein Geschenk überreichst.“

„Vater,“ versetzte das Kind, „ich habe in meinem Garten eine schöne Jmortalte, sie soll mein Geschenk und zugleich mein Glückwunsch sein. In dem ich sie überreiche werde ich sagen: „Ich wünsche, daß Mama immer meiner Blume gleiche.“

Nur wenige Jahre später — und das liebliche Kind hatte das Schloß der Tuileries mit dem Gefängniß des Temple vertauscht! Durch die grausame Behandlung des Schüfters Simon, seines von den Revolutionsführern bestellten „Erziehers“, an Geist und Leib gebrochen, seiner Eltern durch ein ungerechtes Urtheil erlaubt, von seiner Schwester und seiner engelgleichen Tante Elisabeth getrennt, wie ein wildes Thier im engen, kalten Gemache abgeperrt, ohne Licht bei Nacht, allen Qualen der Einhaft preisgegeben: so erreichte der „junge Capet“ endlich das Mitleid seines Hüters Laurent, der über seinen politischen Anschauungen als heißblütiger Republikaner die rein menschlichen Gefühle nicht verlorren hatte. Diesem gelang es, von den Munizipalbeamten, die im Temple die Oberaufsicht führten, mitunter die Erlaubniß zu erwirken, daß er das Kind auf die Zinne des Thurmes bringen durfte; er machte geltend, daß frische Luft für dessen Gesundheit dringend notwendig sei. Mit wehmüthigem Ausdruck hatten die Augen des kleinen Gefangenen an dem lang entbehrenen Anblick des blauen Himmels und des Sonnenlichtes, an dem Geflatter der kleinen Vögel, die oben im Thurm nisteten und zwitscherten.

Eines Tages aber, als Laurent wieder mit seinem Gefangenen auf der Plattform des Thurmes stand, suchten die Blicke des Kindes nicht, wie gewöhnlich, den Himmel, sondern vielmehr den Boden. Laurent und der diensthabende Munizipalbeamte wußten anfangs nicht, was das bedeutete, bis sie bemerkten, daß es die spärlichen und verkümmerten Blumen in den

Mauerpalten waren, welche die Aufmerksamkeit des Bringen erregten. Mit sorgfamer Hand sammelte er sie und suchte einen kleinen Strauß zu bilden, eine schwierige Aufgabe, denn ihre Stengel waren nur kurz und schwach. Blumen, die Freude seiner frohen Kindertage! In den Gärten von Versailles, in dem Gärtchen der Tuileries, hatten sie ihn in reichem Maße beglückt; jetzt mußte er sich mit diesen kümmerlichen Resten auf der Zinne eines Gefängnisses begnügen! Als der Augenblick des Herabsteigens kam, trug er seinen Schwag sorgfältig mit sich fort; je mehr er sich aber einer bestimmten Thüre näherte, umso langsamer wurde sein Schritt und umso eifriger war er bespreht, mit der geringen Körperkraft, die ihm in seinem Siedthum geblieben war, auch den Schritt seines Begleiters zu hemmen und ihn vor dem Eingange des dritten Stockwerkes zum völligen Stillstand zu bringen. „Du irrst dich in der Thür, Charles!“ rief der Beamte, der hinter ihm ging. „Nein, ich irre mich nicht,“ versetzte der Knabe leise, indem er sich schweremüthig u. nennend zu seinem tiefergelegenen Stockwerke zurückführen ließ. Die Blumen aber hatte er nicht in seine Einfamkeit mitgenommen; sie lagen auf der Schwelle jener Thür, hinter welcher der Sohn seine heißgeliebte Mutter vermutete. Die aber war damals bereits ins bessere Jenseits eingezogen. Wer denkt da nicht der duftenden Sträuße, die ein blühender, sorgloser Knabe in den Gärten der Königsfamilie von Versailles und Paris pflegte, um sie der Königin, seiner Mutter, vor ihrem Erwachen auf den Toilettestisch zu legen?

Der mitleidige Laurent mußte seinen Posten aufgeben, weil ihn der Tod seiner Mutter in die Heimath rief. Der neue Wärter, Gomin, fühlte sich so tief ergriffen von den Leiden des königlichen Kindes, daß er gern seinen Posten aufgeben hätte; aber er mußte handhalten, denn er war von den Nachtarbeitern einfach ernannt und eine Weigerung hätte für ihn Nechtung, vielleicht das Tod bedeutet. Nun suchte er die Leiden des kleinen Gefangenen nach Kräften zu mildern. Einmal erhielt er von einem wohlwollenden Kommissär die Erlaubniß, dem Kinde, das die Blumen stets so sehr geliebt hatte, vier Topfgewächse, die in voller Blüthe standen, in sein Thurmgehege zu tragen. Ihr Anblick übte eine geradezu magische Wirkung auf den Prinzen aus: seine Blicke verflärten sich, dann ließ er plötzlich seine Thränen fließen. Er hatte keine Zeit, sie zu pfücken, die er mit einem unglücklich sehenden Blick auf Gomin schweigend in der Hand hielt. Der Gedanke an die Mutter, der er früher manchen Blüthe gebracht, lag unverkennbar in den tiefen, ausdrucksvollen Augen. Einige Monate später, und diese Augen sollten sich für immer schließen, diese Augen, von denen es irgendetwas heißt: „Schwer wäre es, die engelgleiche Schönheit der großen blauen, von langen dunklen Wimpern beschatteten und von gewölbten Brauen gehobenen Augen zu beschreiben.“ Ludwig XVII., der König ohne Krone und Zepter“, folgte seiner Mutter. Wie eine Blume, die vorzeitig von der Sichel des Pflüchers durchschnitten, welfend das Köpfchen neigt, starb der liebliche, unglückliche Knabe am Nachmittag des 8. Juni 1795, kurz nach zwei Uhr, in den Armen seines mitleidigen Wärters Stephan Lasne. Er war nur zehn Jahre alt geworden, von denen er zwei in einsamer Haft verbracht hatte. Sein letzter Gedanke wehte bei der Mutter, seiner Blumenkönigin; er glaubte in der Aeonie Musik zu hören, und in unbeschreiblichem Entzücken rief er aus: „Inmitten all der Stimmen habe ich die meiner Mutter erkannt!“

Die Nachricht vom Tode des Dauphin erreichte in der Menge des Volkes großes Mitleid. Man sprach von der Schönheit, Artigkeit und dem edlen Herzen des Prinzen. Eine arme, blasse Frau kam mit weilen Blumen und wollte durchaus zur Leiche. Gefragt, was sie wolle, antwortete sie: „Ich will das liebe Kind wiedersehen, das mich einst in seinem Garten niederhängen ließ und mir diese Blumen schenkte. Ich will sie auf seinen Sarg legen. Man darf ja immer zu Todten kommen.“ Mit den Worten: „Nimm doch darf hinein!“ wurde sie jedoch schroff abgewiesen.

Mit den Blumen der armen, blassen Frau hatte es folgende Bewandnis. Als der Dauphin, noch ein fröhlicher, blühender Knabe, eines Tages in seinem Blumengarten bei den Tuileries weilte, suchte ihn eine

arme Frau auf und bat ihn, eine Gnade für sie zu erwirken. „Ach, Monseigneur,“ sagte sie, „wenn meine Bitte Erhörung fände, dann wäre ich glücklich wie eine Königin.“ Der Prinz, der sich eben nach einigen Marienblüthen gebückt hatte, richtete sich auf, blinnte die Frau an und antwortete krautig: „Glücklich wie eine Königin? ... Ich kenne eine, die nichts thut als weinen.“ Er machte sich zum Fürsprecher der armen Frau, die ihn schon am folgenden Tage unter seinen Blumen wiederbemerkte.

„Ich habe eine Antwort für Sie,“ sagte das Kind, strahlend vor Freude, indem es ein Goldstück in Papier gewickelt, aus der Tasche zog. „Das hier ist von meiner Mutter, und das von mir,“ fügte es hinzu, ihr einen Blumenstrauch reichend.

Diesen Blumenstrauch, weiß und dürr geworden, wollte jene arme, blasse Frau auf den Sarg des Prinzen legen. Sie wurde, wie wir hörten, schroff zurückgewiesen. Darum schickten auf dem Sarge des königlichen Weifenkinds die Blumen, die es im Leben so sehr geliebt und so gern gespendet hatte.

## Seltene Schornsteine.

Der Schornstein, den ein kleines Theater in einer Stadt im südlichen Frankreich besitzt, hat die Form eines Mannes. Die Figur ist im eleganten Anzug mit Zylinderhut dargestellt, während eine große, braun angegriffene und eine Zigarre darstellende Metallkrone von den Lippen der seltsamen Figur ausgeht. Von dieser Zigarre entspringt der Rauch in großen schwarzen Wolken, und die Figur ist so lebenswacht, daß der Besucher auf den ersten Blick glaubt, dort oben stehe ein eleganter Herr und rauche seine Zigarre.

In mehreren amerikanischen Städten sieht man häufig auf Schornsteine, die in Form von Weinfaschen erbaut sind. Der untere Theil besteht aus trockener Holzwerk und ähnelt den Kübeln, in denen die Weinfaschen gewöhnlich stehen. Der eigentümlichste Schornstein der ganzen Welt dürfte sich jedoch in einer römischen Stadt befinden, wo er unter dem Namen „das Todengebein“ bekannt ist. Er stellt ein Skelett von fünfzig Fuß Höhe dar und ist vollständig aus Flintenmetall erbaut. Der Schornstein wird durch das Rückgrat der Figur geleitet, und der Rauch findet durch die Oeffnungen des Schäbells seinen Ausgang. Den unheimlichen Schornstein hat sich ein erzentlicher Millionär in einer tohlen Laune wohl nur deshalb erbauen lassen, um seine Mitmenschen zu ärgern und zu ängstigen.

## Roosevelt's erste Rede.

Theodore Roosevelt hielt seine erste Rede, als er 10 Jahre alt war. Er schwärmte damals für den Beruf eines Seemanns und las mit Vorliebe Seegeschichten. So viel er konnte, trieb er sich am Hafen von New York umher und lernte dabei zahlreiche Seefleute jener Zeit kennen. Derjenige unter seinen Feldern, den er am höchsten schätzte, war Kapitän Doane, der Kommandeur des Runters „Rival“. Dieser alte Seebär erzählte dem jungen Whantasten die wunderbarsten Geschichten über die Gefahren auf See, Stürme, Schiffbrüche und ähnliches. Der Knabe wollte sich dankbar erweisen und sammelte unter seinen Verwandten und Freunden einen Fonds zum Ankauf einer Bibliothek für die Bekleidung des „Rival“, deren Mitglieder sämtlich seine Freunde waren. An der Spitze einer aus Anaben bestehenden Delegation besuchte er an einem Tage des Jahres 1868 das Schiff, als es eben in den Hafen eingelassen war, und überreichte mit großer Feierlichkeit die aus 45 Bänden bestehende Bibliothek dem Kapitän. Dabei hielt er, erst 10 Jahre alt, seine erste Rede. Der Präsident erinnert sich heute noch der Worte, die er damals sprach, und meint, auch die Mitglieder der Bekleidungs des Schiffes, soweit sie noch am Leben seien, könnten die Rede nicht vergessen haben, da sie damals alle sehr gerührt waren. „Ach, fand, es war eine ganz famos Rede,“ sagte der Präsident, „und Kapitän Doane war ganz derselben Ansicht.“

## Vorhalt.

Kaufmann (welcher schon öfters Bantrott gemacht): „Wie sind Sie eigentlich zu den vielen Schulden gekommen, Herr Baron?“ Schwiegerohn: „Ich frag' Sie ja auch nicht, wie Sie zu Ihrem Vermögen kamen!“